

„Im Ort an den roten Sonnenschirmen nach links abbiegen, die Straße wird dann bald ein Weg. Immer weiter fahren, bis es an einem Grundstück nicht mehr weiterzugehen scheint. Das Auto abstellen und noch 20 Minuten bergauf laufen. Dort, wo es so schön ist, dass man nie wieder nach Hause will, seid ihr dann angekommen.“ Im Maramures, dem nördlichsten Teil Rumäniens bekommen Jugendliche, die in Deutschland gestrandet sind, eine zweite Chance.

Fast zwei Tag sind wir schon unterwegs, nun nähern wir uns Viseu de Sus, nur wenige Kilometer von der ukrainischen Grenze entfernt. Es ist ein Sonntag und die Menschen kommen aus der Kirche. , Alte und Junge, Kinder und Familien flanieren festlich gekleidet durchs Dorf oder bleiben plaudernd mitten auf der Straße stehen. In leuchtend lindgrünen Hosenanzügen kommen uns Zwillinge entgegen. Ein Mann mit schwarzem Hut, schwarzem Anzug und einem riesengroßen rotem Schirm unterm Arm ist auf einem Moped unterwegs. Bunte Kochtöpfe stecken hinter Holzzäunen auf ausgeästeten Bäumen und signalisieren: hier wohnt ein Mädchen im heiratsfähigen Alter! Als wir die Hauptstraße verlassen, wird schnell klar, dass westliche Autos für rumänische Wege gänzlich ungeeignet sind. Auch unser Skoda liegt zu tief, wenn wir nicht aufsetzen wollen, müssen wir durch knietiefen Matsch fahren. Was, wenn wir stecken bleiben? Ist dies endlich die Stelle, an der es nicht mehr weiterzugehen scheint? Sind wir überhaupt richtig?

Wir sind es. Ewigkeiten später erreichen wir zu Fuß den Bauernhof, der auf einer kleinen Ebene inmitten der Berge liegt, umgeben von blühenden Wiesen. Dass wir nie wieder nach Hause wollen, bezweifeln wir zwar – aber wunderschön ist es hier tatsächlich. Casa de Copie, Kinderheim, so wird der abgelegene Hof von den Einheimischen genannt. Fließendes Wasser gibt es nur im Frühling aus dem Fluss, im Sommer holt man es aus einem 200 Meter vom Haus entfernten Brunnen, im Winter taut man Schnee auf. Auf dem offenen Feuer der Kochmaschine wird es erwärmt, das Plumpsklo ist auf dem Hof. Milch gibt's gleich hinter dem nächsten Berg, der Hof ist nur 15 Minuten entfernt, Brot muss man aus dem Dorf holen: eine Stunde Fußmarsch hin und eine zurück. Mindestens. Hier hat sich in den letzten Jahrhunderten nicht viel getan. Nur eine dünne gelbe Stromleitung führt zum Haus und versorgt wahlweise Laptop, einige 40 Watt-Lampen oder die Kaffeemaschine mit Energie. Ein Luxus, den durchaus

nicht alle Gehöfte haben: manchmal kommt der Nachbarbauer extra, um sein Handy aufzuladen.

Hier betreut Bert Schumann Jugendliche, „mit denen man sich in Deutschland nicht mehr zu helfen weiß.“ Unter einfachsten Lebensbedingungen sind sie von bisherigen Wertesystemen und gewohnten sozialen Strukturen viel weiter entfernt als in Kilometern messbar wäre. Der totale Bruch mit Gewohntem. Eine Chance, mehr nicht. Für die Gesellschaft aber ist dieser Aufenthalt in der Ferne allemal billiger, als die Problemfälle weiter in eine ungewisse Zukunft mit Kriminalfällen, Prozessen, Entziehungskuren, Aufhalten in der Psychiatrie zu verschleppen. Aber – kann jemand dieses Angebot annehmen, der es gewohnt war, bis in den Vormittag hinein zu schlafen, dann gestohlene Videorekorder zum Hehler brachte und mit dem Geld in Berlin unvorstellbar teuer Essen ging? Und wie kann man jemanden Sicherheit geben, der als kleines Kind jahrelang von der älteren Schwester missbraucht wurde, ohne dass die Eltern eingriffen?

Jan und Patrick sind 18, Enno und Benjamin 15, Nancy, das einzige Mädchen, ist 17 Jahre alt. Viel mehr als Namen und Alter weiß auch Bert Schumann nicht, wenn die Jugendlichen hier ankommen. Der Leiter des Projektes liest grundsätzlich keine Akten, weil er den Neuankömmlingen unvorbelastet begegnen will. Sie sollen selbst von sich und ihrem Werdegang erzählen. Das tun sie erstaunlich bereitwillig, auch wenn Dichtung und Wahrheit, Selbstbetrug und (Erinnerungs-)Lücken zum Lebenslauf gehören. Aber wenn sie reden, bedeutet das: sie vertrauen sich jemandem an, sie öffnen sich. Sie staunen über Aufmerksamkeit, die ihnen entgegengebracht wird. Immer waren sie Störfaktor, nie Mittelpunkt. Alkoholranke Eltern, überforderte allein erziehende Mütter, Drogenabhängigkeit, sexueller Missbrauch, Überleben auf dem Strich, geschlossene Psychiatrie ... auf dieses Leben haben sie reagiert: Mit Kriminalität, Brutalität, geschmissener Lehre und Selbstmordversuchen. Sie haben weder gelernt, wie man Konfliktsituationen vermeidet, noch, wie man mit unvermeidlichen Konflikten umgeht.

Nun sitzen sie zu fünft um den großen Holztisch im Obergeschoss, haben Zettel und Stift vor sich und sollen nachdenken: Stellt Euch vor, in drei Tagen geht die Erde unter. Ihr könnt noch mit einem Raumschiff wegfliegen, ins Ungewisse. Und

drei Dinge mitnehmen, die zusammen nicht mehr als 10 Kilo wiegen dürfen.
Wofür entscheidet Ihr Euch? Und warum?

Patrick sieht das pragmatisch: „Tubenessen zum Überleben. Meine Musikanalage und als Drittes eine Box. Denn die Anlage ist ein Andenken, die hab ich mal von meinem besten Kumpel geschenkt bekommen.“ Auch Benjamin ist schnell entschlossen: „Drei Markenhosen. Die sind zum Hierlassen einfach zu teuer!“ Keine gute Entscheidung, Thema verfehlt, das merken alle, und Patrick reagiert prompt: „Dann kannst du mir ja eine borgen! Aber mal ´ne andre Frage: Wie sollen wir uns dort vermehren – Nancy ist doch das einzige Mädchen! Wollen wir nicht lieber ein paar Jungs zurücklassen?“ Enno hat sich inzwischen entschlossen, einen Stift, ein Blatt Zeichenpapier und eine Zigarette mitzunehmen. Nancy liest vor, was sie auf ihren Zettel geschrieben hat: Foto der Familie, Zahnpasta und Zahnbürste. „Das hätte ich ja ganz vergessen!“ – Der Zwischenruf löst Gelächter aus.

Nur Jan fällt nichts ein, ihm tut der Kopf weh. Beim Versteckspiel hat er sich (übelst!) an einem großen Nagel gerammt. Dabei war die Hundehütte als Versteck wirklich ideal. Und plötzlich schwärmen alle vom gestrigen Nachmittag. Stundenlang sind sie über den Hof gerannt, haben sich in Ställen, auf Dachböden und hinter dem Zaun versteckt. Aber der Kopfschmerz hat wohl auch andere Gründe: Jan hat gestern abend zu viel getrunken. Als Volljähriger hat er sich eine Familie in der Nachbarschaft gesucht, bei der er schläft (und auch trinkt), nur zur Schule und zum Arbeiten kommt er noch auf den Hof. Pünktlich übrigens. Jan hat erst in Rumänien lesen gelernt und das Buch „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ inzwischen schon fünf Mal verschlungen. Wenn auch mit Anstrengung und Wort für Wort. Denn was dort beschrieben wird, hat er selbst erlebt. In einigen Monaten kehrt er nach Deutschland zurück, der Schlupfwinkel e.V. hat eine Arbeitsstelle auf einem Dorf für ihn organisiert. Aber trinken wird er vermutlich auch dort. „Vielleicht erinnert er sich aber beim Absturz auch an die schönste Zeit seines Lebens, an Rumänien. Diese Erinnerung wird ihm helfen“, meint Bert Schumann. „Hoffentlich.“

Dagegen ist Patrick der „Vorzeigejugendliche“. Auch seine Zeit in Rumänien geht zu Ende, er wird in Bayern Pferdewirt lernen. Auf einem Hof mit

Familienanschluss. Als Patrick vor anderthalb Jahren nach Rumänien kam, konnte er kaum lesen und schreiben, war aggressiv, übergewichtig, bedrohte andere mit dem Messer, zertrat vor Wut eine Tür des projekteigenen Autos. Die Beule ist noch heute zu sehen. Wenn man ihn jetzt erlebt – schlank, freundlich, aufgeschlossen, engagiert – kann man sich das nicht mehr vorstellen. Er spricht fließend Rumänisch, weit besser als alle anderen, liest viel, fragt nach, macht sich Gedanken, verausgibt sich körperlich bei der Arbeit und liebt Pferde. Mihail hat ihm beigebracht, wie man Hufeisen schmiedet. Als „Dienstältester“ fühlt Patrick sich für Harmonie in der Gruppe verantwortlich. Um schwelende Konflikte zu beenden, trägt er sie in die Diskussion.

„Was ist wichtig beim Zusammenleben – nicht nur in einem Raumschiff? Was ist gut für alle? Was wünscht ihr Euch für die Gemeinschaft?“ fragt Bert Schumann „Sex!“ „Frieden, kein Streit in der Gemeinschaft. Wenn ich einen frage, ob ich eine Zigarette haben kann und der sagt nein, dann muss ich das akzeptieren.“ „Bessere Wege, damit man mit dem Auto bis zum Hof fahren kann.“ „Oder eine U-Bahn!“ „Einen Monat in Deutschland leben, den Rest des Jahres hier!“ „Bessere Laune!“ „Einen Tag alles machen können, was ich will – außer Diebstahl, Sachbeschädigung und Körperverletzung natürlich!“ „Blumen, Disko, einen Schrank, Kraftsportmöglichkeiten ...“

Selten wird das Fach „Lebenskunde“ so auch benannt – jeder Tag hier ist praktische Lebenskunde. Man steht früh auf, holt Wasser, Milch, Brot, füttert die Tiere, mistet aus, heizt die Kochmaschine, fegt den Flur. Gegen 9 Uhr sitzen dann alle am Frühstückstisch – danach ist Unterricht: Mathematik, Deutsch, Geografie, Biologie, Geschichte, Theater+Literatur. Neben Bert Schumann unterrichten noch Professor Cojocar und die Sozialpädagogin Babette Paede. Nach dem Mittagessen wird auf dem Hof körperlich gearbeitet: Der Stall ist auszumisten, im Gemüsegarten wurde eine Kartoffelkäferivasion bemerkt und am Haus ist immer etwas zu bauen. Aus dem ausgetrockneten Bachbett schaffen Benjamin, Patrick und Ioan Steine herbei. Die unsägliche Straße soll ein wenig befahrbarer werden. In den Ferien ist auch kein Unterricht, sondern alle fahren zum Zelten ans Schwarze Meer. Nur Jan will bei seiner Familie bleiben, die er bald verlassen muss. Er könnte zwar die Tochter heiraten und bleiben – aber sie gefällt ihm nicht.

An den Wochenenden ist frei, der Hof und die Tiere müssen allerdings immer versorgt werden. Ein Arbeitspensum, das die Jugendlichen alleine nicht bewältigen könnten. Darum gibt es neben fest angestellten rumänischen Fachanleitern für Holz, Metall und Landwirtschaft/Tiere auch immer Hilfskräfte und eine Köchin: Ioana.

Fünf Kinder hat sie, und obwohl sie noch lange keine Vierzig ist, wirkt sie schon matronenhaft mit ihrem langem Rock und dem Kopftuch. Das harte Leben hat sie hart gemacht. Sie hat Probleme mit Nancy – und umgekehrt. Dabei sollte Nancy eigentlich die Wochenenden bei Ionanas Familie verbringen, kam aber nicht pünktlich nach Hause, der Abend endete mit einer Schlägerei. Und nun sollen die beiden in der Küche wieder miteinander auskommen. Denn die Rollenteilung ist in den rumänischen Bergdörfern althergebracht: Frauen und Mädchen arbeiten im Haus und im Garten! Auch das passt Nancy nicht. Im Zeitlupentempo fegt sie den Flur, stöhnt, als sie sich mit der Kehrschaufel bücken muss, macht Pause. Aus der Küche kommen die Anweisungen von Ioana.

Nancy hat neun Geschwister und kennt kein einziges von ihnen. Bei Adoptiveltern aufgewachsen, hat sie auch ihre Mutter noch nie gesehen. Ein Brief zur Kontaktaufnahme blieb unbeantwortet, aber irgendwie hofft Nancy noch immer. Zu Hause ist sie rausgeflogen, hat die Lehre zur Einzelhandelskauffrau geschmissen und meint: „Darum bin ich jetzt hier. Alles meine Schuld. Aber ich will hier weg, alles ist Scheiße, vor allem der Stress mit der Köchin, wenn die nicht wäre, ginge es vielleicht besser!“ Bert Schumann merkt, dass er eingreifen muss, sonst eskaliert die Situation. Er setzt sich mit den beiden zusammen: „Nancy, du bist immer vor allem davon gelaufen, das geht nicht mehr. Ihr merkt, dass es mit euch nicht klappt. Darum spielen wir jetzt Theater! Stellt euch vor: Nancy, du bist ein schönes, schlankes Mädchen, alle lieben dich und du bist absolut freiwillig hier, einfach nur weil es dir Freude macht. Und Ioana, du bist eine glückliche Frau, hast fünf tolle Kinder, einen wunderbaren Mann, ihr verdient gutes Geld – und du kochst unheimlich gerne. Eine Regel müsst ihr aber einhalten bei diesem Spiel: Redet euch nicht in die Arbeit rein. Wenn die eine in der Küche zu tun hat, dann ist die andere im Garten, die eine kocht, die andere

wäscht ab, so dass ihr euch im Laufe des Tages kaum begegnet.“ Es ist erstaunlich: Das Spiel funktioniert.

Im Casa da Copie gibt es viele Regeln: absolut verboten sind Diebstahl, Körperverletzung, Sachbeschädigung und Drogen, aber die Strafen sind nicht streng definiert. Mit Enno ist Bert Schumann als Strafe ein Wochenende lang über die Berge gewandert, bis zur absoluten Erschöpfung, bei Kälte und nur mit etwas Wasser, Brot und einem Schlafsack. Trotzdem meint Enno heute: „Jetzt bin ich das erste Mal an einem Ort, an dem ich nicht die Tage zähle, bis der Aufenthalt vorbei ist!“ Für kleinere Vergehen gibt es Zigarettenentzug. Abhauen für ein oder zwei Tage ist erlaubt, manchmal muss man einfach weg und Abstand suchen, das versteht jeder. Untersagt ist nur, dass man sich in Gruppen davonmacht. Jeder Jugendliche hat ein Haustier um das er sich kümmern muss: Hund, Pferd, Kuh oder Schwein. Aber eben nur eins. Als jemand mit einer zweiten kleinen Katze ankommt, heißt es eindeutig: Nein. Du kennst die Regeln!

„Die Regeln sind immer klar, ich muss berechenbar sein, nur dann ist auch Toleranz möglich. Als einer der Jungen aber eine Freundin im Dorf hatte, durfte er am Wochenende zu ihr, ich hab ihm noch etwas zum Essen eingepackt. Er war völlig erstaunt, wollte kaum glauben, dass ich es ihm erlaube. Regeln können sich auch ändern: Am Anfang war Musik verboten– jetzt ist sie erlaubt, solange sich niemand gestört fühlt. Andererseits verlange ich, zumindest am Anfang von den Jugendlichen gesiezt zu werden. Das schafft eine klare Distanz, ich allein habe es in der Hand, wann ich diese Anrede abschaffe. Verlässlichkeit und Berechenbarkeit sind für die Jugendlichen hier wichtiger als unverbindliche Kumpelei. Aber ich kann auch Kumpel sein: Als wir die ersten Himbeeren entdeckten, habe ich spontan beschlossen, dass am nächsten Tag die Arbeit liegen bleibt und wir Himbeeren sammeln.“

Eine völlig neue Erfahrung für die Jugendlichen ist die Kausalität der Dinge. Sie lernen: Man kann nicht einfach in den Laden gehen und kaufen (oder klauen) was man braucht oder will: Die Milch, die ich trinken will, muss ich vorher holen. Wenn ich mich waschen will, muss ich vorher Wasser schleppen. Das Kalb, das wir am Wochenende schlachten, stammt vom Nachbarn. Damit wir Gemüse

ernten können, muss ich Kartoffelkäfer von den Beeten sammeln. Ich trage zur Versorgung bei und meine Arbeit wird anerkannt.

Leicht ist die Arbeit nicht. Aber das hat einen durchaus positiven Nebeneffekt: Die (oft übergewichtigen) Jugendlichen können sich körperlich verausgaben. Nach anfänglicher Abwehr finden sie Freude daran – und auch daran, dass sie wieder schlanker werden. Man ist hier viel zu Fuß unterwegs, die Pferde werden nur angespannt, wenn Lasten zu transportieren sind. Wir sind unterwegs, um aus dem Dorf Brot zu holen und merken bald, wie anders die Uhren hier gehen: Weil man andere Leute trifft, mit denen man reden muss. Weil man sich mal ausruhen will. Weil man an der Bar eine Brause (oder ein alkoholfreies Bier, anderes rückt die Kioskbesitzerin nicht raus) trinken möchte. Weil es Zeit für eine Pause ist. Weil eine Frau übern Gartenzaun zum Schnaps Trinken einlädt (was abgelehnt wird – wie wäre es ohne uns?). Weil es Zeit für eine Zigarette ist. Weil die mitlaufenden Hunde Stress mit anderen Hunden haben. Überhaupt, die Hunde: Ununterbrochen werden wüste Geschichten erzählt – von beißwütigen Hunden, gegen die man sich nur mit einem Stein wehren konnte und von Leuten, die, ganz anders als die Jugendlichen, „übelst Schiss“ haben.

Bei Ioan wird Station gemacht. Der kleine, bucklige Mann mit dem Gesicht eines freundlichen Riesen lebt mit seiner Mutter in einem einzigen Zimmer. Alles ist hier alt: Die abgebrochenen Beine der Betten sind durch leere Flasche ersetzt, über den vom Rauchen vergilbten Tapeten hängen ehemals farbige Heiligenbilder und verschlissene Webereien. An der Stirnseite zwischen den Betten steht der Fernseher, eine überdimensionale Armbanduhr hängt an der Wand und eine winzige, 8 Wochen alte Katze umschmeichelt vertrauensvoll unsere Beine. Wir haben portionsweise abgepacktes Kaffeepulver gekauft, das Ioans Mutter aufbrüht. Jan dolmetscht das Gespräch über Kinder, Geschwister, Enkel und das Wetter. Wir werden nicht entlassen, ehe wir das Abschiedsgeschenk angenommen haben: vier Eier und ein Glas mit saurer Milch.

So einfach das Leben im Casa de Copie ist: Im Vergleich mit den Dorfbewohnern lebt man hier komfortabel. Jeder Jugendliche hat ein eigenes Zimmer. Für das Bad wurde von Hand ein zweiter, 12 Meter tiefer Brunnen geschachtet. Eine Boggia-Bahn ist im Bau. Der kunstvoll geflochtene Zaun muss nur noch ein Dach

bekommen – Bert Schumann hat lange gesucht, bis er Vasile fand, einen Tischler, der auch noch das alte Handwerk beherrscht. Die neuen Fenster sind fast fertig – zusammen mit Vasile fixiert Patrick die Scheiben mit dünnen Leisten. Und immer sind die Wege auszubessern, denn jeder Regenfall spült Boden fort, während sich hölzernen Räder der Wagen immer tiefer in den Schlamm graben und die Pferde die Grenzen ihrer Kraft erreichen.

Die Jugendlichen bauen über die Tiere viel von ihrem Emotionsstau ab. Patrick zeigt uns stolz die trächtige Stute Stella, und ist traurig, als sie sich mit einem Ast am Auge verletzt, Jan kuschelt mit einem anderem Pferd, Benjamin amüsiert sich über die Hühner und sorgt liebevoll für die Kaninchen, Enno und Nancy schüren Aggression zwischen den Hunden. Die Tiere sind immer Thema. Auch, weil man an ihnen seine Überlegenheit ausspielen kann. Nancy kommt mit einem alten Kätzchen und meint grinsend: „Jetzt werdet ihr gleich was erleben – der Hund Schoko hat nämlich wahnsinnige Angst vor Katzen...!“ Aber offensichtlich hat Schoko keine Angst mehr. Die Vorstellung fällt aus. Und Nancy ist ein wenig enttäuscht.

Irgendwer hat begonnen mit unreifen Äpfeln zu werfen – nach kürzester Zeit tobt eine fröhliche Schlacht. Als Professor Cojocar die Jugendlichen auffordert, das Ganze zu lassen, stimmt Nancy gleichmütig zu und reißt im selben Augenblick einen neuen Apfel ab. Es ist eine typische Situation: Wenn die Jugendlichen nicht ausgelastet sind, kommen sie auf dumme Gedanken. Dabei wäre eigentlich Holz zu stapeln – eine langweilige Arbeit. Der Professor gibt auf: er kann jetzt nichts machen. Die Respektsperson ist Bert Schumann, und der ist gerade unterwegs, muss Briefe zur Post bringen, ein Fax abschicken, im Internetcafé nach Mails sehen. Mir kommt der Spruch von den Mäusen in den Sinn, die auf dem Tisch tanzen, sobald die Katze aus dem Haus ist. Erst als Patrick ruft: „Da kommt Bert!“, wird die Apfelschlacht ja unterbrochen. Alle tun gewaltig beschäftigt, ziehen schnell die Gummistifel an und stapeln zwei drei Holzscheite. Und Patrick freut sich diebisch, weil der Trick geklappt hat. Noch nach Stunden versichern sich alle gegenseitig: „Oh Mann, hab ich einen Schreck bekommen!“

Schließlich hängt die tägliche Zigarettenration auch davon ab, wie die Jugendlichen arbeiten. Die Rationierung ist keine Frage des Geldes (Zigaretten sind billig und es gibt genügend Taschengeld) sondern pädagogisches Prinzip: Die Jugendlichen sollen lernen, dass nicht Maßlosigkeit glücklich macht, sondern der besonnene Genuss. Vielleicht funktioniert es, vielleicht strengen sich alle einfach nur ein wenig mehr an, um an die Ration zu vergrößern.

Jeder Tag wird in der Abendrunde ausgewertet. Jeder erzählt, was er erlebt hat, was ihm wichtig war, worüber er sich gefreut oder geärgert hat. Keiner darf dem anderen ins Wort fallen. Und es werden Punkte verteilt. Die Kriterien sind beispielsweise: Wie gut habe ich meine Aufgaben erfüllt? War ich freundlich? War ich respektvoll? Habe ich mich richtig gewaschen? 0 Punkte heißt: ganz mies, einen Punkt gibt's für „naja“ und zwei Punkte bedeuten: ganz toll! Die Jugendlichen müssen selbst einschätzen, wie viele Punkte sie sich verdient haben – und liegen erstaunlich richtig. Wer eine bestimmte Punktzahl erreicht hat, bekommt eine Belohnung, hat einen Wunsch frei.

Nancy ergreift spontan und als erste das Wort: „Also mein Tag war heute besonders schön! Alles hat irgendwie geklappt und auch die Schule hat Spaß gemacht. Obwohl wir richtig nachdenken mussten. Auch das Theaterspiel mit Ioana war gut. Sie hat mir sogar eins von ihren Haarbändern abgegeben. Ich hab auch nur eine Stunde Pause gemacht. Und mich total über die Zigaretten gefreut, die ich zwischendurch bekommen habe!“ Auch Patrick hatten einen guten Tag – einen „Spitzentag“, denn er war von morgens bis abends mit den Pferden unterwegs (und konnte sich darum noch nicht waschen). Benjamin, der erst zwei Wochen hier ist, war nach anfänglicher Skepsis auch von der Arbeit mit den Pferden begeistert und meint: „Es war geil, die Straße zu machen. Erst hatte ich ja keinen Bock zu arbeiten, hab gesagt, die Beine tun mir weh. Aber dann hab ich mitgemacht und es war total gut. Und Kutsche fahren find ich einfach Klasse! Wir sind mit Gummistiefeln durch den Bach gerannt. Ich beantrage schon jetzt Verlängerung!“ Die Stimmung ist euphorisch. An diesem Abend bekommen alle die Höchstpunktzahl. Das gab's noch nie!

Benjamin macht uns auf den doppelten Regenbogen über den Bergen aufmerksam. In der Ferne Hundegebell. Und Kuhglocken von allen Hängen. Die

Idylle ist perfekt. Aber – wie mag es im Herbst sein, wenn alle Straßen unpassierbar werden, oder im Winter, wenn der Weg ins Dorf zum Tagesmarsch wird?

Am nächsten Morgen stellt Nancy Kerzen auf den Frühstückstisch. Weil es unser letzter Tag hier ist. Und weil es schön aussieht.